

Was ist Kultur und wie sollen wir sie untersuchen?

Entwurf einer sozialwissenschaftlichen Sozialstruktur- und Kulturanalyse

Gunnar Otte¹

1 Einleitung

Blickt man auf den gegenwärtigen Stand kultursoziologischer Forschung in Deutschland, kehrt schnell Ernüchterung ein. Zwar floriert Forschung, die sich des Kulturbegriffs bedient oder sich der Kultursoziologie zurechnet, doch um von einem „Siegessäuge“ zu sprechen (Albrecht/Moebius 2014, S. 18), müsste klarer benennbar sein, welche gesammelten Erkenntnisse die Kultursoziologie erbracht hat. Dies ist offenbar schwierig. Versteht man die Soziologie als eine Wissenschaft, die Theorien formuliert, die im Licht empirischer Befunde Geltung beanspruchen können, so ist die Kultursoziologie zum einen rar an Theorien, die präzise formuliert sind, zum anderen an Datensammlungen, die fundierte und generalisierbare Schlüsse zulassen.² Ein Grundproblem besteht darin, dass auch mehrere Jahrzehnte nach Tenbrucks (1979) Initiative wenig Konsens darüber besteht, was die „Aufgaben der Kultursoziologie“ sind und welchen Gegenstand sie hat.

Als Indikator für den Erkenntnisstand der Kultursoziologie kann der Lehrbuchmarkt dienen. Gab es bis vor kurzem kaum aktuelle deutschsprachige Einführungen zur Kultursoziologie, so hat sich hier einiges getan. Gleichwohl weisen die Bücher deutliche Schlagseiten auf. Die Werke von Junge (2009) und Moebius (2010) geben einen Überblick, wie der Kulturbegriff wissenschaftsgeschichtlich ausgelegt wurde und welche kulturellen Bezüge klassische und neuere soziologische Theorien aufweisen. Empirische Erkenntnisse werden allenfalls randständig präsentiert. Auch der von Adloff et al. (2014) herausgegebene Reader versammelt hauptsächlich Theoriepositionen. Aufschlussreich ist

1 Für eine kritische Diskussion einer früheren Fassung des Beitrags danke ich meinem Arbeitsbereichsteam an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Lena Dreier und Alexander Leistner verdanke ich hilfreiche Kommentare und Überarbeitungshinweise.

2 Theorien werden hier als Systeme aufeinander bezogener Annahmen und Hypothesen verstanden (vgl. Abschnitt 5).

der von Wohlrab-Sahr (2010) herausgegebene Sammelband. Er ist aus einer Ringvorlesung entstanden, in der prominente Kulturosoziologen und -soziologinnen gebeten wurden, ihren Kulturbegriff zu definieren und exemplarisch vorzuführen, welche empirischen Gegenstände sie in den Blick nehmen, wie sie methodisch vorgehen und mit welchen Theorien sie operieren. De facto kommt nur eine Minderheit der Beiträge dieser Aufgabenstellung nach; viele Positionen bleiben schemenhaft. Die wohl beste Systematisierung leistet das Lehrbuch von Schmidt-Lux/Wohlrab-Sahr/Leistner (2016), da es die kulturosoziologische Forschung anhand einzelner Dimensionen des Kulturkonzepts ordnet und theoretische wie empirische Beiträge einbezieht.³ Generell ist aber Wohlrab-Sahr (2015) in ihrer Beobachtung zuzustimmen, dass die vornehmlich zeitdiagnostisch betriebene, stark spekulative Theoriebildung und die vornehmlich mit qualitativen Methoden arbeitende, oftmals in ihrem Material steckenbleibende empirische Forschung in der gegenwärtigen Kulturosoziologie in Deutschland weit auseinanderklaffen.⁴

Das Anliegen des vorliegenden Sammelbandes, nach Möglichkeiten des sinnvollen Zusammenspiels von Theorie, Empirie und Methodik in der Kulturosoziologie zu fragen, ist insofern vollkommen berechtigt. Allerdings ist dieser Thematik eine Klärung des Kulturverständnisses vorzuschalten, denn ohne eine Explikation des Leitbegriffs und der Festlegung zentraler Forschungsgegenstände verläuft sich eine solche Diskussion in Beliebigkeit. Meine Hauptzielsetzung besteht vor diesem Hintergrund darin, eine klar konturierte Position der Kulturosoziologie zu entwickeln und ihre zentralen Aufgaben zu bestimmen. Zunächst gebe ich einen Überblick über Grundverständnisse von Kultur und Kulturosoziologie (Abschnitt 2). Dann wende ich mich einem klassischen Gegenbegriff von Kultur zu, dem oft nicht minder schwammigen Begriff der Sozialstruktur (Abschnitt 3). Ich gehe auf neuere, handlungstheoretisch fundierte Konzeptionen der Sozialstrukturanalyse ein und entwickle im Rahmen eines strukturell-individualistischen Theoriemodells eine komplementäre Konzeption der sozialwissenschaftlichen Kulturanalyse (Abschnitt 4). Abschließend wende ich mich dem darin implizierten Verständnis von Theorie, Empirie und Methodik zu (Abschnitt 5).

3 International erbringt Griswold (2013) eine beachtliche Ordnungsleistung kulturosoziologischer Forschung.

4 Ein ähnliches Unbehagen zur Disparität der Kulturosoziologie äußert Patterson (2014, S. 2 f.) für die USA.

2 Verständnisse von Kultursociologie und Definitionen von Kultur

Um das Verhältnis von Empirie, Methodik und Theoriebildung in der Kultursociologie zu klären, muss festgelegt werden, was überhaupt Anliegen und Gegenstände der Kultursociologie sind. Darüber besteht keine Einigkeit und oft wird eine solche Festlegung gemieden. Die Positionen bewegen sich zwischen zwei Extrempolen: Am einen Ende wird Kultursociologie als Allgemeine Soziologie betrieben, am anderen Ende auf eine spezielle Soziologie reduziert. Mit diesen Grundpositionen gehen zum Teil bestimmte Definitionen einher. In der Regel sind jedoch mit jedem Verständnis von Kultursociologie *mehrere* Definitionen vereinbar. Demnach ist gesondert zu behandeln, wie Kultursociologie konzipiert wird (Abschnitt 2.1) und was unter Kultur verstanden wird (Abschnitt 2.2).

2.1 Grundkonzeptionen von Kultursociologie

Die Debatte um die Positionierung der Kultursociologie kreist in Deutschland um die Unterscheidung zwischen Allgemeiner und Spezieller Soziologie (vgl. Tenbruck 1979), wenngleich die Abgrenzung zwischen diesen beiden Sparten nicht eindeutig ist. Die Allgemeine Soziologie umfasst „die Gesamtheit der soziologischen Begriffe, Hypothesen und Theorien, mit denen grundlegende Erscheinungen des sozialen Handelns und allgemein verbreitete gesamtgesellschaftliche Strukturen und Prozesse analysiert und erklärt werden“ (Hillmann 1994, S. 17). In Abgrenzung dazu ist die Spezielle Soziologie die „Bezeichnung für die Gesamtheit der speziellen oder sog. Bindestrich-Soziologien, die unter Anwendung der Begriffe und Theorien der Allgemeinen Soziologie und der Methoden der Empirischen Sozialforschung auf die Erforschung einzelner soziokultureller Bereiche ausgerichtet sind“ (ebd., S. 829). Allgemeine und Spezielle Soziologie stehen in einem wechselseitigen Austauschverhältnis. Viele Konzepte und Theorien der Allgemeinen Soziologie wurden zunächst in speziellen Soziologien entwickelt und umgekehrt geht das Wissen der Allgemeinen Soziologie in die Forschungspraxis der speziellen Soziologien ein (vgl. zu einem Überblick Kneer/Schroer 2010).

Im Zuge der Reanimierung der Kultursociologie als Reaktion auf die in den 1960er und 70er Jahren dominierenden Paradigmen des Strukturfunktionalismus und Marxismus hat maßgeblich Tenbruck die Kultursociologie ins Zentrum der *Allgemeinen Soziologie* gerückt: „Die Kultursociologie darf [...] nicht ein neues Sondergebiet sein, sie muß ihre Tatsachen und Perspektiven in die allgemeine Soziologie einbringen. Sie kann deshalb auch nicht eine weitere Bindestrich-Soziologie sein, welche die geläufigen Schemata der Soziologie auf ein

anderes Feld, hier: die Kultur überträgt [...]“ (Tenbruck 1979, S. 400). Mit dem Impetus, Soziologie grundlegend als Kultursoziologie aufzufassen und damit an Klassiker der deutschen Kultursoziologie wie Weber, Simmel und Mannheim anzuknüpfen, wurde 1984 die DGS-Sektion Kultursoziologie gegründet. Diese Position hat sich bis heute gehalten. So konstatiert Moebius (2010, S. 8; Hervorh. im Orig.), dass die „kultursoziologische Perspektive“ zu einer „*allgemeinen* Betrachtungsweise des Sozialen avanciert“ sei. Und Reckwitz (2004, S. 1; Hervorh. im Orig.) meint: „*Jeder* Gegenstand der Geistes- und Sozialwissenschaften kann und soll nun als kulturelles Phänomen rekonstruiert werden.“

Den Gegenpol markieren Positionen, die Kultur als *spezifischen* Gegenstand auffassen und Kultursoziologie als *spezielle* Soziologie konzipieren. So versteht Gerhards (2000, S. 98) unter Kultur „die zeitlich relativ stabilen Deutungsmuster und Werte, die von einer Gruppe von Menschen gemeinsam geteilt und zur Interpretation von ‚Welt‘ benutzt werden.“ Die Kultursoziologie kann nach diesem Verständnis weitgehend der Programmatik der Werteforschung folgen (vgl. Hitlin/Piliavin 2004). Die Auffassung von Kultursoziologie als spezieller Soziologie macht eine Abgrenzung des Gegenstandes besonders dringlich. So schließt Gerhards (2000, S. 100) andere Facetten von Kultur – etwa Alltagskultur oder Kunst – als Gegenstände aus. Auch sie könnten jedoch ins Zentrum der Kultursoziologie gerückt werden. Es kommt allein auf die Definition von Kultur an – und Definitionen sind Aussagen, die weder wahr noch falsch, sondern nur mehr oder weniger zweckmäßig sein können (vgl. Opp 2014, S. 120).

Bei genauerem Hinsehen ist die Abgrenzung zwischen Allgemeiner und Spezieller Soziologie jedoch nicht eindeutig. Dies hat zum einen damit zu tun, dass spezielle Soziologien auf unterschiedliche Weise festgelegt werden: Sie konstituieren sich teils auf der Basis funktional differenzierter Teilsysteme bzw. sozialer Felder (z.B. Wirtschaft, Sport, Kunst), teils entlang von Facetten des Sozialen, die quer zu solchen Feldern liegen (z.B. Werte, Wissen, Körper). Manche dieser Gegenstände sind derart zentral für soziales Handeln, dass sie zugleich der Allgemeinen Soziologie zugerechnet werden können. Macht man etwa Kunst zum Gegenstand der Kultursoziologie, beschränkt man sich auf ein klar abgrenzbares soziales Feld. Legt man hingegen Werte oder Wissen als ihren Gegenstand fest, ist eine unmittelbare Relevanz für die Allgemeine Soziologie gegeben. Unklar ist zum anderen, was es bedeutet, Kultursoziologie als Teil der Allgemeinen Soziologie zu betrachten. Es kann – wie eben beschrieben – bedeuten, kulturelle Gegenstände feldübergreifender Relevanz zu untersuchen. Es kann aber auch heißen, eine kultursoziologische Perspektive auf das Soziale einzunehmen. Allerdings greift diese beliebte Gegenüberstellung (vgl. Schmidt-Lux/Wohlrab-Sahr/Leistner 2016, S. 26f.) zu kurz. Die Erhebung der Kultursoziologie zu einer „*allgemeinen* Betrachtungsweise des Sozialen“ entbindet nicht davon, eine Gegenstandsfestlegung zu treffen. Koppelt man sie an einen sinn- und bedeutungsorientierten Kulturbegriff (vgl. z.B. Reckwitz 2004), dann soll-

ten Sinn und Bedeutung zugleich die *Hauptgegenstände* kultursoziologischer Forschung sein. Wird die kultursoziologische Perspektive hingegen normenorientiert ausgerichtet, bilden soziale Normen den zentralen Untersuchungsgegenstand.

Bereits diese Diskussion verdeutlicht, dass die Kultursoziologie aufgrund der Zentralität und Breite des Kulturkonzepts kaum den Status einer „gewöhnlichen“ speziellen Soziologie haben kann. Vielleicht ist es der breite Bedeutungskranz des Kulturbegriffes, der Rehberg (vgl. 2007, S. 80) zur Formulierung einer dritten Grundposition veranlasst: Kultursoziologie könne als eine *Gruppe spezieller Soziologien* angesehen werden, die sich u. a. mit Religion, Kunst und Medien befasse. Da es jedoch Bindestrich-Soziologien gibt, die ihrerseits eine Zuständigkeit für diese Gegenstände reklamieren – die Religions-, Kunst- und Mediensoziologie –, stellt sich die Frage nach der Besonderheit der Kultursoziologie als einer *bereichsübergreifenden* Soziologie. Zu erwägen wäre, sie abstrakter als andere spezielle Soziologien zu betreiben, indem Phänomene in verschiedenen Teilbereichen der Gesellschaft *vergleichend* untersucht werden.⁵

Egal ob man Kultursoziologie als Variante der Allgemeinen Soziologie, als spezielle Soziologie oder als Gruppe spezieller Soziologien konzipiert, immer stellt sich die Frage danach, was mit Kultur gemeint ist. Ein Blick auf einschlägige Kulturdefinitionen scheint daher angebracht.

2.2 Verbreitete Definitionen von Kultur

Die Vieldeutigkeit des Kulturbegriffes ist zweifellos ein Grund für die Unübersichtlichkeit der Kultursoziologie. Bei aller Vielfalt an Begriffsauslegungen lassen sich fünf grundlegende Definitionen unterscheiden, die im gegenwärtigen Diskurs relevant sind.⁶

Die Kultur ist *erstens* oft der Natur gegenübergestellt worden, etwa in der philosophischen Anthropologie (vgl. Gehlen 1940). Alles menschlich Geschaffene lässt sich demnach als Kulturleistung auffassen – vom Christentum über das Schulwesen bis zur Autobahn. Zwar ist der Mensch als kreatives und soziales Wesen ein wichtiges Thema für die Soziologie, doch überdehnt dieser Kulturbegriff den Gegenstandsbereich so weit, dass die Anliegen der Kultursoziologie deckungsgleich mit denen der Soziologie werden.

5 So bestand ein Anliegen des *production of culture*-Ansatzes darin, die Auswirkungen beruflicher Anreizsysteme in Religion, Wissenschaft und Kunst auf die Entstehung von Innovation zu vergleichen (vgl. Crane 1976; Peterson 1979, S. 155 ff.). Dieses Vorhaben wurde jedoch nie ernsthaft realisiert.

6 Meine Klassifikation greift Vorschläge von Gerhards (1989), Sewell (1999), Reckwitz (2004) und Junge (2009: Kap. 1) auf.

Der *zweite* Ansatz ist der ethnologische Kulturbegriff, der für die Ethnologie einen ähnlichen Status hat wie der Gesellschaftsbegriff für die Soziologie (vgl. Lentz 2009). Während das erste Verständnis dazu tendiert, die Lebensweise der Menschheit *insgesamt* in den Blick zu nehmen, strebte die klassische Kultur-anthropologie danach, die Lebensweisen *einzelner Kulturen* zu analysieren und miteinander zu vergleichen (vgl. Tylor 1871). Unterstellt wird dabei die Tendenz zu globaler kultureller Differenz bei lokaler kultureller Homogenität. Kultur betrifft erneut die – hier: lokal gebundenen – Lebensweisen in holistischer Betrachtung. Daher lässt sich derselbe Einwand der Überdehnung anbringen wie beim ersten Kulturbegriff. Hinzu kommt, dass ein abgrenzbares Kollektiv als unter dem Dach einer gemeinsamen Kultur geeint angenommen und Variation *innerhalb* von Ethnien oder Nationen nivelliert wird (vgl. Wimmer 1996; Reckwitz 2004, S. 5 f.; Lentz 2009, S. 315). Allerdings wird Homogenität im *absoluten* Sinne in ethnologischen Schriften nur selten postuliert und ein Verständnis *relativer* Homogenität lässt innere Vielfalt durchaus zu (vgl. Brumann 1999).

Der *dritte* Kulturbegriff bezieht Kultur auf den Bereich des Ideellen, auf die Sphäre der Ideologien, Weltbilder, Werte und Normen. Bei zahlreichen soziologischen Klassikern wird Kultur in diesem Sinne dem Materiellen, der Sozialstruktur bzw. der Gesellschaft gegenübergestellt (vgl. Rehberg 1986). Besonders explizit findet diese Trennung in Parsons' Sozialtheorie statt, in der die Kultur („kulturelles System“) für die Produktion von „patterns of values, ideas, and other symbolic-meaningful systems“ verantwortlich ist und die Gesellschaft („soziales System“) als „relational system of interaction among individuals and collectivities“ konzipiert ist (Kroeber/Parsons 1958, S. 583). Innerhalb des sozialen Systems werden kulturelle Orientierungsmuster durch die Familie und Schule (Sozialisation von Werten) sowie durch die Wissenschaft und Kunst (kognitive und expressive Maßstäbe) verbreitet und durch rechtlich abgesicherte Normen in eine effektive soziale Integration der Gesellschaftsmitglieder überführt (vgl. Parsons 1971, 1972). Wird an den ersten beiden Definitionen die Überdehnung des Gegenstands kritisiert, so wird am ideellen Kulturkonzept häufig die Verengung auf Werte und Normen bemängelt (vgl. Peterson 1979).

Der *vierte* Zugang versteht unter Kultur die Bedeutungen, die Menschen Objekten zuschreiben und aufgrund derer sie handeln. Das bedeutungsorientierte Verständnis wendet sich der vom ideellen Kulturkonzept unterbelichteten Sphäre des Symbolischen zu und ist seit dem *cultural turn* der Soziologie verbreitet (vgl. Reckwitz 2004). Das im Symbolischen Interaktionismus besonders klar formulierte Grundargument lautet, dass jedes Objekt mit variablen Bedeutungen belegt werden kann und dass die Soziologie die im jeweiligen Kontext für einen Akteur relevante Symbolik aufdecken muss, um dessen Einstellung und Handeln gegenüber dem Objekt zu verstehen (vgl. Blumer 1973). Da die gesamte soziale Welt symbolgeladen ist, bearbeitet eine darauf ausgerichtete

Kultursoziologie, so der Einwand, die gesamte Bandbreite sozialer Phänomene, wenn auch auf ihre symbolischen Aspekte reduziert (vgl. Gerhards 1989, S. 8). Diese Implikation ergibt sich, wenn man Kultursoziologie als allgemeine Betrachtungsweise auffasst, die auf die Sinnrekonstruktion des Sozialen abzielt.

Im Gegensatz dazu verfolgt der *fünfte*, hochkulturelle Definitionsansatz am deutlichsten die Konzeption einer speziellen Soziologie, indem er das Kulturelle der Alltagskultur enthebt und im Sinne einer Verfeinerung auf den Bereich der schönen Künste begrenzt. Da sich schon die Kunstsoziologie dieses Gegenstandes annimmt, doppeln sich hier zwei Bindestrich-Soziologien. Als Ausgangspunkt für die Kultursoziologie scheint dieses Verständnis wenig sinnvoll, wenn gleich Phänomene der Kunst in vielen Abhandlungen zur Kultursoziologie wie selbstverständlich vorkommen (vgl. Gerhards 1989, S. 6).

Zusammengenommen machen die vorgestellten Kulturdefinitionen auf mehrere Probleme aufmerksam. Eine sehr weite Begriffsauslegung („alles Soziale“) läuft Gefahr, den Gegenstandsbereich der Soziologie kultursoziologisch zu duplizieren. Die ersten beiden Definitionen sind daher als Ausgangspunkt für die Kultursoziologie mit Skepsis zu betrachten. Umgekehrt rückt das hochkulturelle Verständnis den Begriff zu weit in den Bereich der Künste. Offenbar ist der Kulturbegriff breiter angelegt und setzt elementarer an als viele andere Begriffe, die für spezielle Soziologien konstitutiv sind. Die Kultursoziologie sollte nicht ähnlich eng umrissen werden wie etwa die Sportsoziologie. Kultur ist vielmehr ein „Metakonzept“, das in zentrale Elemente zerlegt werden kann (Jepperson/Swidler 1994, S. 361). Wird eine solche Zuspitzung des Begriffshorizonts von Kultur – wie in der dritten und vierten Definition auf Ideen oder Bedeutungen – vorgenommen, sollte klar begründet werden, welche Relevanz dies für die Allgemeine Soziologie hat und wie dies geschehen sollte. Zu reflektieren ist auch, wie Kultur auf der Makro- und Mikroebene des Sozialen konzipiert und verzahnt werden kann. Makrokulturelle Ansätze, die der ethnologischen Konzeption folgen, tendieren dazu, Personenkollektive zu homogenisieren und Vielfalt einzuebennen, während mikrokulturelle Ansätze im Fahrwasser des bedeutungsorientierten Kulturbegriffs oft Schwierigkeiten haben, die makrokulturelle Relevanz ihrer Analysen zu demonstrieren.

Ich werde die Kultursoziologie im Folgenden als eine gegenstandsbezogene Soziologie behandeln, deren Gegenstandsbereich jedoch breit angelegt und deren Relevanz für die Allgemeine Soziologie sehr groß ist. Dabei greife ich vor allem den ideellen und den bedeutungsorientierten Kulturbegriff auf und entwickle daraus in Abschnitt 4 eine eigene Kulturdefinition. Das zugrunde liegende Verständnis von Kultur als Metakonzept ähnelt dem Konzept der Sozialstruktur. Die Sozialstruktur einer Gesellschaft lässt sich ebenfalls in Einzelbestandteile untergliedern und zum Kern einer gegenstandsbezogenen Soziologie machen, die für die Allgemeine Soziologie von grundlegender Bedeutung ist.

3 Die neuere Sozialstrukturanalyse als Vergleichshorizont

Der Gegenstandsbestimmung für die Kulturosoziologie möchte ich mich über eine Betrachtung neuerer Entwicklungen der Sozialstrukturanalyse nähern. Dies geschieht aus drei Gründen: Erstens wird die Sozialstruktur häufig als Gegenbegriff zur Kultur verwendet – z. B. als Basis vs. Überbau bei Marx, Ökonomie vs. religiöse Ethik bei Weber, Klasse vs. Habitus/Lebensstil bei Bourdieu. Eine Beschäftigung mit der Sozialstruktur informiert also darüber, was Kultur (nicht) ist. Zweitens hat sich die Sozialstrukturanalyse produktiver entwickelt als die Kulturosoziologie. Um erneut einen Indikator zu nennen: Während zahlreiche Lehrbücher vorliegen, die die Sozialstruktur Deutschlands im internationalen Vergleich beschreiben und in ihren Ursachen und Wirkungen erklären (vgl. Erlinghagen/Hank 2013; Huinink/Schröder 2014; Klein 2016; Mau/Verwiebe 2009; Rössel 2009), fehlt eine soziologische Darstellung von Kulturen in Deutschland völlig. Die Kulturosoziologie könnte also von der Sozialstrukturanalyse lernen. Drittens stellen neuere Arbeiten der Sozialstrukturanalyse systematische Bezüge zu soziologischen Handlungstheorien, Makro-Mikro-Modellen und damit zur Allgemeinen Soziologie her. Sie bilden einen geeigneten Referenzpunkt, um das Kulturkonzept komplementär einzuordnen.

Was zeichnet die gegenwärtige Sozialstrukturanalyse aus? Sie hat in den letzten Jahrzehnten mehrere Transformationen durchlaufen. Sie ist durch die Lebensverlaufsperspektive und die Verfügbarkeit von Längsschnittdaten dynamisiert und zu einer Sozialprozessanalyse erweitert worden. Sie ist durch harmonisierte komparative Datenerhebungen stärker in die Lage versetzt worden, die Wirkungen länderspezifischer Institutionen zu untersuchen. Und sie hat auf der Grundlage eines strukturell-individualistischen Forschungsprogramms komplexere Erklärungsansätze entwickelt, die die Makro- und Mikroebenen des Sozialen miteinander verbinden (vgl. Opp 2009). Sie ist dabei eine Forschungsrichtung geblieben, die bevorzugt mit quantitativen Individualdaten arbeitet und diese um Kontextdaten ergänzt, wenn es um die Einbeziehung von international oder historisch variablen Institutionen geht.

Viele empirische Arbeiten versuchen heute, soziale Phänomene der Makroebene unter Rückgriff auf das Handeln – und zum Teil das Interagieren – der Akteure auf der Mikroebene zu erklären. Die Akteure werden dabei wissenschaftlich typisiert. Empirisch geschieht das, indem Personen in einen Satz von Variablen überführt, die Ausprägungen dieser Variablen gemessen und ihre Zusammenhänge multivariat untersucht werden. Auf der Theorieebene wird oft ein Modell zweckrational handelnder Akteure eingesetzt. Dieses Modell operiert mit wenigen Grundannahmen: 1. Akteure sind mit einem Bündel an *Resources* ausgestattet, die sie zur Realisierung ihrer Ziele einsetzen. 2. Sie stehen externen *Opportunitäten* gegenüber, in deren Rahmen sie ihre Ziele realisieren

können. 3. Sie nehmen *Positionen* ein, die eine Verstetigung von Ressourcen und Opportunitäten gewährleisten. 4. Sie stehen mit zentralen *Handlungspartnern* in kooperativen (z. B. Lebenspartner) oder antagonistischen (z. B. Marktkonkurrenz) Beziehungen. 5. Ihre *Handlungsziele* sind darauf gerichtet, ihre Ressourcenausstattung und ihren Status zu wahren bzw. zu verbessern. 6. Sie wählen *Handlungsalternativen*, die diesen Zielen am besten entsprechen. Obwohl rationale Handlungsmodelle unterschiedlich komplex formuliert und umgesetzt werden können (vgl. Opp 1999), besteht die favorisierte Vorgehensweise darin, Unterschiede im Handeln von Akteuren aus Variationen ihrer Ressourcen, Opportunitäten, Positionen und Handlungspartner zu erklären (vgl. Goldthorpe 2007a, Kap. 6–8). Bevorzugt wird das Handeln also aus objektiven Umständen in Entscheidungssituationen hergeleitet. Was oft als konstant angenommen wird, sind die Handlungsziele.⁷ Mikrofundierte Erklärungen dieser Art haben sich in diversen Arbeitsgebieten der Sozialstrukturanalyse durchgesetzt. Erklärt werden meist Entscheidungen in Hochkostensituationen und daraus resultierende Makrophänomene, etwa im Hinblick auf Bildungs- und Berufslaufbahnen, Erwerbsbeteiligung, Migration, Partnerwahl, Fertilität und Scheidung.

Insbesondere Rössel (2005, 2009) hat ein handlungstheoretisches Programm für die Sozialstrukturanalyse entworfen und den Sozialstrukturbegriff entsprechend hergeleitet. In leicht modifizierter Form lässt sich die *Sozialstruktur* demnach als Verteilung der Ressourcen, Opportunitäten, Positionen und Handlungspartner in der Bevölkerung einer raumzeitlich abgegrenzten Einheit verstehen (vgl. Rössel 2009, S. 19).⁸ Mit Ressourcen sind die Fähigkeiten, Objekte und Leistungsansprüche gemeint, die unter Kontrolle eines Akteurs stehen. Dazu gehören ökonomisches und Humankapital, aber auch kulturelles, soziales, rechtliches und körperliches Kapital. Opportunitäten sind das äußere Be-

7 Beispielsweise wird die Entstehung und Reproduktion von Bildungsungleichheiten mithilfe der Wert-Erwartungstheorie so erklärt, dass eine längere Bildungslaufbahn für Kinder niedriger sozialer Herkunft höhere Opportunitätskosten, einen geringeren Nutzen für die Statussicherung und geringere wahrgenommene Erfolgswahrscheinlichkeiten hat, als dies für Akademikerkinder der Fall ist. Aus Unterschieden in den Ressourcen und Statuspositionen der Herkunftsfamilie werden unterschiedliche Kalkulationen bei Bildungsentscheidungen hergeleitet, die im Aggregat in Bildungsungleichheit münden. Was aber als einheitlich angenommen wird, ist das Interesse aller Familien am Stuserhalt – nur impliziert Stuserhalt eben in höheren Schichten das Erreichen eines höheren Bildungsniveaus als in den unteren Schichten (vgl. Goldthorpe 2007b, Kap. 2–4).

8 Rössel spricht von „Restriktionen“ statt von „Opportunitäten“, meint damit aber genauso wie ich die externen Bedingungen, die die Handlungsspielräume eines Akteurs definieren. Außerdem bezieht er keine Positionen in seine Definition ein. Ihre Thematisierung ist aber sinnvoll, weil ein Teil der Handlungsressourcen, -opportunitäten und -partner unmittelbar und dauerhaft mit dem Innehaben von Positionen verknüpft ist. Auf die Handlungsziele, die Rössel in seine Definition aufnimmt, gehe ich unten ein.

dingungsgefüge, das in einer Situation spezifische Handlungsalternativen gewährt. Dazu gehören die Infrastruktur, Marktangebote und -preise sowie Kontaktmöglichkeiten. Positionen sind „Leerstellen“ der Sozialstruktur, die Akteure oft längerfristig einnehmen, etwa als ArbeitsstelleninhaberIn, Lebenspartner oder Elternteil. Zu den Handlungspartnern zählt die Gesamtheit der Personen, mit denen ein Akteur in persönlichem Kontakt steht, also sein soziales Netzwerk. Diese Handlungsdeterminanten sind in der Bevölkerung meist ungleich verteilt. Die Verteilungsstrukturen lassen sich statistisch beschreiben und in ihren Entstehungs-, Reproduktions- und Wandlungsprozessen erklären, auch im internationalen Vergleich und im historischen Wandel.

Anders als viele VertreterInnen der Sozialstrukturanalyse bezieht Rössel die Verteilung von *Handlungszielen* in seine Definition ein. Dies geschieht einerseits, weil Handlungsziele in beiden Theorietraditionen prominent sind, aus denen er seine Definition herleitet, nämlich in rationalen und normativen Handlungstheorien. Andererseits möchte er kulturelle Ansätze der Bevölkerungssegmentierung – maßgeblich die Lebensstilforschung – in seine Programmatik der Sozialstrukturanalyse aufnehmen. Die Stoßrichtung erscheint mir richtig, doch überzeugt sie in zweierlei Hinsicht nicht ganz. Da Lebensstile meist als Muster formal ähnlicher, biografisch stabiler *Verhaltenspraktiken* definiert werden (Otte/Rössel 2011, S. 13), sind sie nur schwer als Handlungsziele anzusehen. Die Realisierung persönlicher Werte bzw. Lebensentwürfe oder die Konformität mit sozialen Normen wären geeignetere Zielspezifikationen. In der Tat reinterpretiert Rössel (2009, S. 303 ff.) Lebensstile im Sinne „kultureller Präferenzen“. Zum zweiten bewegt man sich bei der Thematisierung von Werten, Normen, Präferenzen und Lebensstilen auf dem Boden der Kulturosoziologie. Es erscheint mir sinnvoll, diese Konzepte weiterhin der Kulturosoziologie zu überantworten und ihr ein klares analytisches, zur Sozialstrukturanalyse komplementäres Programm zu geben. Diesem Vorhaben wende ich mich nun zu.

4 Entwicklung einer Programmatik der sozialwissenschaftlichen Kulturanalyse

Im Anschluss an die neuere Sozialstrukturanalyse möchte ich eine Programmatik für die Kulturosoziologie entwickeln. Die Sozialstruktur und die Kultur werden als zentrale Bestandteile jeder Gesellschaft aufgefasst, weil sie jegliches Handeln strukturieren. Wie in der obigen Sozialstrukturkonzeption wird auch das Kulturkonzept in relevante Elemente zerlegt. Kultur als Metakonzept zu systematisieren, ist das Anliegen neuerer Forschungsbeiträge, deren Impetus ich folge (vgl. Esser 2001; Vaisey 2009; Patterson 2014; Lizardo 2017; Rössel/Weingartner i.E.). Der Blick wird dabei (inter-)disziplinär über die Kulturosoziologie hinaus geweitet. Relevante Kulturelemente werden zunächst als perso-

nengebundene Kategorien auf der Mikroebene verortet, bevor Kultur als eine Resultante des Denkens, Handelns und Interagierens von Akteuren auf der Makroebene betrachtet wird.

Nehmen wir das sozialstrukturelle Modell als Ausgangspunkt, so ist eine typische Situationslogik wie folgt charakterisiert. Akteure stehen einem Spektrum von – je nach Opportunitätsstruktur variierenden – Handlungsalternativen gegenüber und entscheiden sich aufgrund ihrer sozialen Position, ihrer Ressourcenausstattung und ihrer Handlungspartner für die bestmögliche Alternative. Dabei wird angenommen, dass wissenschaftliche Beobachterinnen objektivierbares Wissen darüber haben, welche Interessen mit Positionen verbunden sind, welche Einflüsse von Handlungspartnern ausgehen, welchen Wert Ressourcen haben und welche Handlungsalternativen aus Sicht der Akteure am besten geeignet sind, um Ziele wie die Wohlstands- oder Statussteigerung zu erreichen. Bis zu einem gewissen Grad ist diese Annahme zulässig, sofern nämlich über den Wert von Objekten aufgrund anthropologischer Konstanten oder institutioneller Rahmenbedingungen Konsens besteht und somit ableitbar ist, was die subjektiv wie objektiv „beste“ Handlungsalternative ist. So lässt sich argumentieren, dass Menschen am Wohl ihrer Kinder interessiert sind, eine saubere Umwelt bevorzugen, Geld einen positiven Wert beimessen und auf Marktangebote – *ceteris paribus* – einkommensoptimierend reagieren.

Das Modell stößt jedoch an Grenzen, wenn mehrere Handlungsziele konfliktieren oder wenn kein Konsens über den Wert von Objekten besteht. Dies lässt sich am Beispiel des Konsums illustrieren. Grundzüge individueller Konsumpraktiken lassen sich anhand der Opportunitäten und monetären Ressourcen erklären: Konsumiert wird das, was verfügbar und bezahlbar ist. Dadurch wird das Alternativenspektrum zwar eingeschränkt, doch bleibt eine Vielzahl an Handlungsmöglichkeiten bestehen. Nun kann man weiter argumentieren, dass die realisierten Konsummuster mit sozialen Positionen verknüpft sind, weil sie Distinktionsgewinne versprechen, oder dass sie mit der Zusammensetzung des sozialen Netzwerks variieren, weil sie normativ sanktioniert werden. Die Maximen der Statussicherung und Normkonformität mögen handlungsleitend sein, doch können auch Orientierungen an Sparsamkeit, Nachhaltigkeit, Hedonismus oder anderen Werten ausschlaggebend sein. Nicht nur über die Handlungsmotivationen besteht jedoch Unklarheit, sondern auch über die Bedeutungen, die die Akteure den zur Wahl stehenden Objekten zuschreiben: Was gilt überhaupt als statusrelevantes, normkonformes oder nachhaltiges Produkt?

Kultursoziologisch gibt es demnach zwei Ansatzpunkte zur Ergänzung des sozialstrukturellen Handlungsmodells. Zum einen lässt sich, dem ideellen Kulturbegriff folgend, die Variabilität der persönlichen Handlungsziele thematisieren (Abschnitt 4.1). Zum anderen kann mit der bedeutungsorientierten Kulturkonzeption die symbolische Steuerung der Wahrnehmung, der Deutung und des Handelns beleuchtet werden (Abschnitt 4.2). Nach Rössel und Weingartner

(i. E.) besteht Kultur auf der Individualebene entsprechend aus zwei Arten von Überzeugungen: *Evaluative* Überzeugungen sind kognitive Repräsentationen über die Bewertung der Welt, *deskriptive* Überzeugungen solche über die Beschaffenheit der Welt. Von einer auf diese Art mikrofundierten Kulturosoziologie wird im Anschluss der Bogen zur Makroebene geschlagen und eine Kulturdefinition abgeleitet (Abschnitt 4.3).

4.1 Kultur als System evaluativer Überzeugungen

Mit seiner Forderung, die Variabilität der Handlungsziele von Akteuren stärker zu berücksichtigen, weist Rössel (2005, 2009) auf die Grenzen sozialstruktureller Zugänge hin. Eine Hauptaufgabe der Kulturosoziologie besteht also darin, Handlungsziele zu systematisieren und die individuelle wie auch situative Variabilität solcher Zielorientierungen zu untersuchen.

In den Sozialwissenschaften gibt es dazu mehrere Forschungstraditionen, die Konzepte auf unterschiedlichen Abstraktionsniveaus entwickelt und untersucht haben. Zu denken ist hier an die Werteforschung. *Werte* können als relativ abstrakte, situationsübergreifende Vorstellungen wünschenswerter persönlicher oder gesellschaftlicher Ziele verstanden werden (vgl. Kluckhohn 1951, S. 395; Schwartz 1994, S. 20). Sie sind auf der Ebene des Individuums verankert, und zwar unabhängig davon, ob sie direkt artikuliert werden können oder erschlossen werden müssen. Erwähnenswert sind vor allem der Ansatz von Schwartz, der eine universelle Wertestruktur postuliert (vgl. Schwartz 1994; Schwartz et al. 2001), sowie die Theorie von Inglehart, die auf die Erklärung von Wertewandel zielt (vgl. Inglehart 2008). Werte können in komplexe Überzeugungssysteme eingebunden sein, etwa in Ideologien oder Weltbilder.

Einen geringeren Abstraktionsgrad haben *Einstellungen*. Dabei handelt es sich um individuelle Dispositionen zur positiven oder negativen Bewertung konkreter Objekte, z. B. von Personen, Artefakten, Verhaltensweisen, Ideen und des Selbst (vgl. Fishbein/Ajzen 2010, S. 76). Während persönliche Werte nur positiv ausgeprägt sein können und situationsübergreifend gelten, sind Einstellungen objektbezogen und können negative Ausprägungen haben. Eine Person, die sich am Wert ökologischer Nachhaltigkeit orientiert, wird tendenziell eine positive Einstellung zu einer umweltfreundlichen Verkehrsmittelwahl entwickeln. Mit der Theorie geplanten Verhaltens gibt es in der Sozialpsychologie ein langjährig beforschtes Modell (vgl. Fishbein/Ajzen 2010). Neben der Einstellung integriert es mit der subjektiven Norm und der (perzipierten) Verhaltenskontrolle zwei Konzepte, die in soziologischen Theorietraditionen prominent sind. Daneben finden sich weitere Konzepte, die dem Einstellungskonzept nahestehen. *Motive* können als subjektiv besonders handlungsrelevante Nutzerterme einer Einstellungsfunktion aufgefasst werden. *Präferenzen* lassen sich

als Dispositionen zur Bevorzugung konkreter Objekte gegenüber Alternativen verstehen, d. h. als Rangordnung objektbezogener Einstellungen. Der *Geschmack* wiederum ist ein Bündel von Einstellungen oder Präferenzen. So lässt sich der Musikgeschmack als Gesamtheit der musikalischen Genre-, Stil-, Künstler- und Werkpräferenzen definieren.

Kulturelle Handlungsdeterminanten wie Werte und Einstellungen werden in der empirischen Forschung oft *additiv* zu sozialstrukturellen Ursachen hinzugefügt. Da soziale Phänomene kaum deterministisch zustande kommen, sondern durch multikausale Verursachungsprozesse entstehen, ist dies zunächst plausibel. Variationen im Konsum- oder Wahlverhalten werden dann zum Teil auf Unterschiede in den Opportunitäten, Positionen, Ressourcen und sozialen Netzwerken zurückgeführt, zum Teil auf Unterschiede individueller Werte und Einstellungen. So untersucht etwa Debus (2010), in welchem Maß das Wahlverhalten auf sozialstrukturell verwurzelte Parteibindungen, auf Einstellungen zu themenspezifischen Parteipositionen bzw. auf Kandidatenpräferenzen zurückzuführen ist und ob dieses Mischungsverhältnis einem historischen Wandel unterliegt. Von besonderem Interesse sind jedoch Versuche, *situative Bedingungen* zu identifizieren, nach denen die *Erklärungskraft* sozialstruktureller und kultureller Theorieansätze variiert. Ein solcher Ansatz ist die „Low cost-Hypothese“. Demnach agieren Menschen eher restriktionsgesteuert, wenn die Handlungsalternativen sich in ihrer Kostenträchtigkeit – also in den monetären Kosten, der Zeit oder dem Aufwand – stark unterscheiden. Hingegen steigt der Einfluss persönlicher Werte und Einstellungen bei geringen Kostendifferenzen. So zeigen Diekmann und Preisendörfer (2003), dass sich mit Umwelteinstellungen besser erklären lässt, ob man Hausmüll trennt oder nicht (geringe Kostendifferenz), als wenn es um das Verkehrsmittel geht, welches man bevorzugt verwendet (hohe Kostendifferenz).

Nimmt man Werte, Einstellungen und verwandte Konzepte zusammen, lässt sich die Kultursoziologie als ein Forschungsfeld charakterisieren, in dem es um die *Entstehung, Funktionsweise und Wirkung evaluativer Überzeugungen* geht. Es geht darum herauszufinden, nach welchen Maßstäben Individuen verschiedene Handlungsziele und -alternativen in Rangordnungen bringen, wie und warum sich entsprechende Grundorientierungen im Lebensverlauf herausbilden, verfestigen und verändern und welche individuellen und kollektiven Wirkungen sich daraus ergeben. Diese Aufgabenbestimmung bezieht sich zunächst auf die Mikroebene des Individuums und ist noch mit Wertordnungen auf der Makroebene zu verbinden (Abschnitt 4.3).

4.2 Kultur als System deskriptiver Überzeugungen

Die Untersuchung evaluativer Überzeugungen erscheint als Ergänzung zu sozialstrukturellen Grundlagen des Handelns folgerichtig. Von Interesse ist aber auch, wie Akteure die von ihnen bewerteten Objekte vorgängig wahrnehmen, welche Bedeutungen sie für sie haben und wie deskriptive Überzeugungen entstehen. Diese Aufgabe folgt aus dem bedeutungsorientierten Kulturverständnis, das seine sozialtheoretischen Wurzeln im interpretativen Paradigma hat. So heißt es in den Prämissen des symbolischen Interaktionismus, dass Menschen auf der Grundlage der *Bedeutungen* von Objekten handeln, dass diese Bedeutungen in der Interaktion mit Mitmenschen entstehen und dass sie immer wieder neu ausgehandelt werden (vgl. Blumer 1973). Während die erste Annahme plausibel erscheint, ist die zweite Annahme dahingehend zu erweitern, dass Bedeutungen nicht nur durch persönliche Interaktion, sondern auch durch Medien vermittelt werden können. In die Kritik geraten ist vor allem die dritte Prämisse. Zwar ist es richtig, dass sich Bedeutungen wandeln können, aber Blumers Einschätzung, dass stabile Einstellungen nicht existieren, ist unrealistisch, denn viele Menschen beurteilen Objekte wie den Fußballsport oder Atomkraftwerke über längere Zeit in konsistenter Weise.

Auch andere Theorietraditionen betonen, dass nicht nur Bewertungsprozesse, sondern kognitive Vorgänge generell für ein Akteurmodell relevant sind. Bourdieu (1982, S. 277 ff.) konzipiert etwa den *Habitus* eines Menschen als eine Ansammlung kohärenter Schemata, die die Wahrnehmung, Klassifikation und Bewertung von Objekten steuern und dadurch bestimmte Verhaltensreaktionen hervorrufen. Swidler (1986) argumentiert, dass Akteure aus einem persönlichen Repertoire oder „*tool kit*“ an Gewohnheiten und Fertigkeiten schöpfen, um situativ bewährte Handlungsstrategien zu verfolgen.⁹ Diesen Konzepten liegt die Vorstellung zugrunde, dass die Wahrnehmung und Deutung anderer Akteure, Artefakte und Praktiken in einer Situation auf der Basis individuell akkumulierten *Wissens* erfolgt. Darunter wird hier der Bestand vernetzter Informationen verstanden, auf den ein Akteur zurückgreift und der in Domänenspezifisch und Wahrheitsgehalt variiert. Solche Informationen werden durch eigene Erfahrung, aber auch durch Prozesse der Interaktion und Medienrezeption erworben. Das Wissen ist für die Symboldeutung und daran anschließendes Handeln somit eine wichtige Hintergrundvariable. Dies wird in manchen sozialstrukturellen Arbeiten erkannt, die Wissen als eine eng mit dem Bildungsniveau verknüpfte Ressource behandeln (vgl. Rössel 2009, S. 53). Bisher wurden

9 Auch für subjektivistische Varianten rationaler Handlungstheorien, etwa die Wert-Erwartungstheorie, sind Fragen der Präferenzformierung und Erwartungsbildung unmittelbar relevant (vgl. Rössel/Weingartner i. E.).

Wissenssoziologie und Sozialstrukturanalyse jedoch erstaunlich wenig aufeinander bezogen (vgl. Knoblauch 2014, S. 285 ff.).

Eine praxistheoretisch inspirierte Debatte kreist um die Frage, ob die im Wissensrepertoire verankerten Schemata reflexiv oder automatisch aktiviert werden (vgl. Reckwitz 2003; Patterson 2014). Damit verbunden ist die Frage, ob kulturelle Überzeugungen verbal artikulierbar sind oder ob das Handeln primär körperlich vollzogen wird. Lizardo (2017) unterscheidet in diesem Sinne „deklarative“ und „nondeklarative“ Facetten von Kultur. Da der Mensch im Vergleich zu anderen Lebewesen mit erheblichen kognitiven Kapazitäten und Sprachfähigkeiten ausgestattet ist, privilegiere ich kognitive gegenüber somatischen Positionen der Kultursoziologie, gehe aber davon aus, dass Wissensbestände und Überzeugungen im Reflexionsgrad stark variieren. Aufschlussreich sind Bemühungen, die aus der Kognitions- und Sozialpsychologie stammenden Dual-Process-Theorien heranzuziehen (vgl. Evans 2008), um Bedingungen für kognitiv unterschiedlich verankerte Handlungsabläufe zu spezifizieren (vgl. Vaisey 2009). In der deutschsprachigen Soziologie ist das Modell der Frame-Selektion der prominenteste Ansatz dieser Art (vgl. Esser 2001, Kap. 7; Kroneberg 2011). In einem Anwendungsbeispiel zur Rettung von Juden während der Nazizeit zeigt Kroneberg (2012), dass Hilfeleistungen im Fall einer expliziten Bitte um Hilfe und bei ausgeprägten prosozialen Werten automatisch-spontan erbracht wurden, während in Abwesenheit dieser Bedingungen eher die zum effektiven Helfen benötigten Ressourcen und Opportunitäten reflektiert wurden.

Eine Gefahr der bedeutungsorientierten Kulturkonzeption, auf die oben hingewiesen wurde, besteht darin, sich empirisch in den unendlichen Bedeutungsnuancen zu verlieren, die die Vielzahl von Menschen mit der Vielzahl an Objekten verbinden. Wie könnte man den Fokus schärfen, um die Kultursoziologie zu profilieren? Bedeutungszuschreibungen zu analysieren, scheint mir besonders wichtig zu sein, wenn *Interaktions- und Intergruppenprozesse* erklärt werden sollen. Denn subjektive Wahrnehmungen und Kategorisierungen anderer Menschen sind oft mit *Wertzuweisungen* im Rahmen der Einstellungsbildung verknüpft (vgl. Lamont 2012): Welchen Interaktionspartnern wendet man sich zu? Welche ihrer Praktiken oder Artefaktausstattungen imitiert man? Welchen symbolischen Identitätsmarkern steht man distanziert oder konflikthaft gegenüber? Das Spektrum dieser Interaktionspartner reicht von engen persönlichen Beziehungen bis zu medial vermittelten, parasozialen Interaktionen mit Prominenten (vgl. Horton/Wohl 1956).

Wahrnehmungs- und Interaktionsprozesse können auf kategoriale Zugehörigkeiten von Menschen (z. B. Geschlechterkategorien), auf symbolische Qualitäten von Artefakten (z. B. Kleidungsstücken) und auf individuelle Verhaltenspraktiken gerichtet sein. Auf dieser Basis werden *symbolische Grenzen* gezogen, d. h. kognitive Unterscheidungen, die der Kategorisierung und Bewertung von Akteuren, Artefakten bzw. Praktiken dienen. In ihrer komparativen Studie zeigt

Lamont (1992), dass Angehörige der US-amerikanischen oberen Mittelschicht ihre Kolleginnen und Freunde häufig anhand sozioökonomischer Statussymbole klassifizieren, während ihre Pendants in Frankreich eher auf die ästhetische Kultiviertheit achten. Das soziologische Grenzziehungskonzept hat Ähnlichkeiten mit den mehrstufigen Prozessmodellen der sozialpsychologischen Stereotypenforschung (vgl. Petersen/Six 2008). Demnach werden Personen in Interaktionssituationen zunächst entlang einzelner Dimensionen *kategorisiert* (z. B. nach ihrem Beruf). Damit sind inhaltliche *Stereotype*, d. h. generalisierte Vorstellungen über Gruppen verbunden, die häufig in Form von *Vorurteilen* emotional besetzt sind und in *diskriminierendes Verhalten* münden können. Stereotype können als Spezialfall von *Deutungsmustern*, d. h. kollektiv geteilten mentalen Modellen der Bedeutungszuschreibung zu Objekten, angesehen werden.

Muster kohärenter, im persönlichen Alltag zentraler Praktiken und Artefakte werden als *Lebensstile* bezeichnet. Da Wahrnehmungs- und Interaktionsprozesse häufig an solchen Bündeln von Praktiken und Artefakten ansetzen, ist die Lebensstilforschung von kultursoziologischem Interesse, erfährt aber in der hier entfalteten Perspektive eine Zuspitzung. Arbeitet man das bedeutungsorientierte Kulturkonzept im Sinne von Interaktions- und Intergruppenprozessen aus, sind Lebensstile primär im Hinblick auf ihre Wirkungen in Interaktionssituationen zu untersuchen, etwa bei der Formation sozialer Beziehungen oder bei Wohnstandortwahlen im Stadtgebiet (vgl. Otte 2004, Kap. 9 und 10).

Die Kultursoziologie lässt sich aus dieser Perspektive als ein Programm zur Erforschung der *deskriptiven Überzeugungen* bestimmen, die der *interaktions- und intergruppenrelevanten Wahrnehmung und Deutung von Objekten* zugrunde liegen. Da die Überzeugungen im sozial strukturierten Wissen der Akteure verankert sind, richtet sich die Forschung auch auf die kollektiv geteilten symbolischen Ordnungen auf der Makroebene. Und weil symbolische Ordnungen oft die Kategorisierung in Objekte unterschiedlicher Wertigkeit implizieren, trifft sich die Analyse deskriptiver Überzeugungen an diesem Punkt mit der Untersuchung evaluativer Überzeugungen und den ihnen übergeordneten Wertordnungen.

4.3 Von der mikro- zur makrosoziologischen Kulturperspektive

Bis hierher wurde Kultur vornehmlich als *personenbezogene* Kategorie gedacht. Ein Vorteil dieses mikrosoziologischen Ansatzes liegt darin, dass keine Entscheidung über die Abgrenzung von Kollektiven präjudiziert wird, wie sie der holistische Kulturbegriff zu treffen gezwungen ist. Da jedoch die eigentliche Aufgabe der Soziologie in der Beschreibung und Erklärung eben solcher *Kollektivphänomene* besteht, ist zu klären, wie Kultur auf der Makroebene als „öffentliche Kultur“ konzipiert werden kann (Lizardo 2017, S. 93). Das strukturell-

individualistische Erklärungsmodell hat dazu einen doppelten Bezug: Auf der Makroebene befinden sich die *Kontextmerkmale*, die das Handeln der Akteure beeinflussen, wie auch die *kollektiven Auswirkungen* des Denkens, Handelns und Interagierens einer Vielzahl von Akteuren (vgl. Esser 1993; Opp 2009). Wie ist Kultur in beiderlei Hinsicht zu konzipieren?

Beginnen wir mit den Kontexteinflüssen. Während die Sozialstrukturanalyse die in einer Handlungssituation verfügbaren Opportunitäten als zentrale Kontextvariable benennt, sind aus Sicht der ideellen Kulturkonzeption die Normen und Ideologien als Bestandteile gesellschaftlicher Wertordnungen relevant, auf die Akteure zur Begründung ihrer evaluativen Überzeugungen zurückgreifen. Während Werte und Einstellungen im Individuum verankerte Beweggründe des Handelns sind, beeinflussen *soziale Normen* das Handeln stärker von außen. Soziale Normen sind kollektiv geteilte Vorstellungen über sozial (un-)angemessenes Verhalten in einer Situation. Akteure wägen ab, mit welchen Sanktionen normkonformes bzw. deviantes Verhalten verbunden ist, und beobachten das Verhalten anderer Akteure in ähnlichen Situationen. In Feldexperimenten zur *broken windows*-These lässt sich etwa zeigen, dass allgemein bekannte Vorschriften („Du sollst die Umwelt nicht verschmutzen!“) stärker missachtet werden, wenn Normbrüche dieser oder anderer Art in einem Kontext vorkommen und augenscheinlich ungeahndet bleiben, wenn also bereits andere Akteure soziale Ordnungsregeln gebrochen haben (vgl. Keizer/Lindenberg/Steg 2008). Soziale Normen können aber auch internalisiert sein und unhinterfragt das Verhalten steuern; sie sind dann als positive Einstellungsterme wirksam. Erneut lassen sich eine Reihe anderer Konzepte als Spezialfälle sozialer Normen ansehen, etwa Gesetze, Regeln, Sitten, Bräuche, Konventionen und Moden (vgl. Weber 1972, S. 14 ff.; Gibbs 1965). Versteht man unter einer *sozialen Rolle* die Gesamtheit der kollektiv geteilten Verhaltenserwartungen, die an den Inhaber einer sozialen Position gerichtet sind (vgl. Thomas/Biddle 1966, S. 29), so ist dies gleichbedeutend mit einem Bündel sozialer Normen, die mit einer Position in der Sozialstruktur verknüpft sind. *Ideologien* lassen sich als Systeme aufeinander bezogener Überzeugungen definieren, die meist ganze Bündel von Werten, Weltbildern und Normen umfassen (vgl. Schnabel 2009).

Trotz seiner Nähe zum Normkonzept ist das Konzept *sozialer Institutionen* gesondert zu betrachten. Eine Institution lässt sich als die Gesamtheit der auf eine Leitidee bezogenen Normen in einem Teilbereich der Gesellschaft definieren (vgl. Parsons 1972, S. 258; Esser 2000). Manche Institutionen erlangen einen so starken Regelungsgrad, sind derart fest in Organisationen verankert und haben eine so große Reichweite, dass sie als „harte“ Opportunitäten das Handeln der Menschen grundlegend prägen. So sind die Einrichtungen des Wohlfahrtsstaates – etwa das Umlageverfahren der Rentenversicherung – derart komplexe und dauerhafte Rechtsstrukturen, dass sie kaum mit einer Norm verglichen werden können, deren Handlungsrelevanz ein Akteur in einer Entscheidungssitua-

tion hinterfragt. Daher lässt sich erwägen, das Institutionensystem neben der Sozialstruktur und Kultur als dritten Bereich einer Gesellschaft zu analysieren.

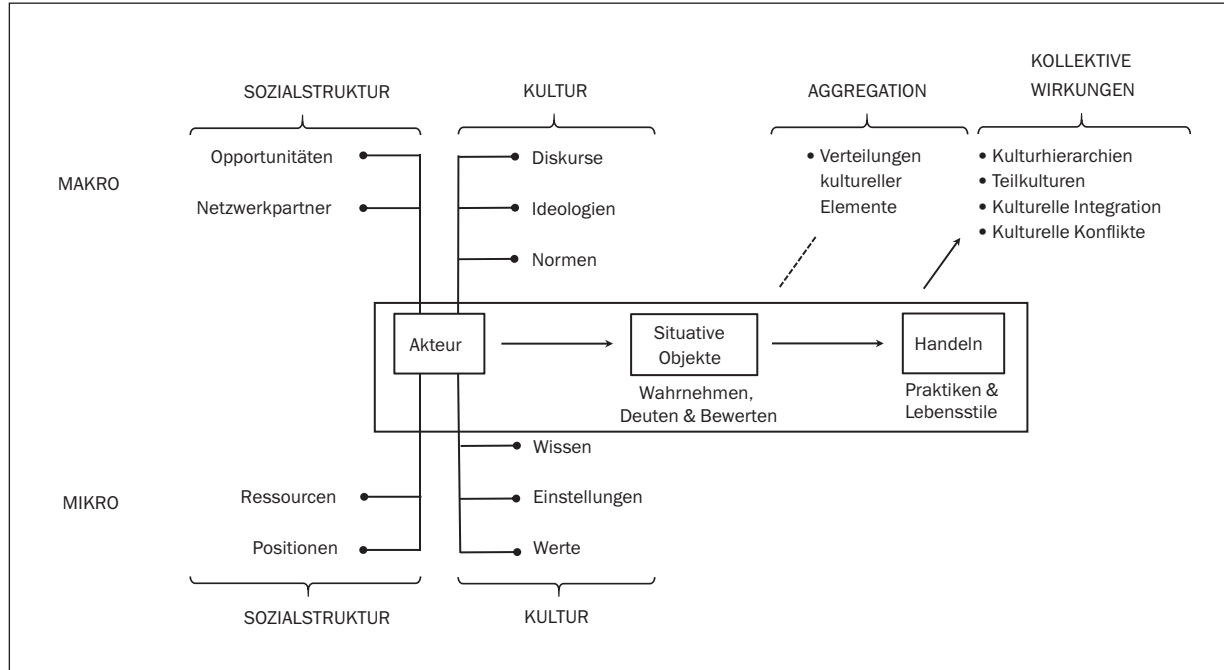
Das bedeutungsorientierte Kulturkonzept betont die Relevanz öffentlicher Diskurse als Kontextmerkmal für die Entstehung deskriptiver Überzeugungen auf der Individualebene. Unter einem *Diskurs* wird die konfliktträchtige Sphäre sprachlich artikulierter Deutungsangebote für ein Objekt verstanden. Sie enthalten Deutungsrahmen („Frames“) und Handlungsskripte als Bestandteile der symbolischen Ordnung einer Gesellschaft, auf die Akteure zur Bewältigung situationspezifischer Deutungs- und Handlungsprobleme zurückgreifen können (vgl. Chong/Druckman 2007).

Zwar werden Normen, Ideologien und Diskurse – und die darin enthaltenen Deutungs- und Bewertungsangebote – auch von Interaktionspartnern des persönlichen Netzwerks vermittelt, doch liegen sie in der mediatisierten Öffentlichkeit in stärker objektivierter, personenungebundener Form vor (vgl. Berger/Luckmann 1969). So werden Normen in Rechtstexten gesetzt, Ideologien von politischen, religiösen und anderen Produzenten formuliert und Diskurse medienöffentlich ausgetragen. Im Internet sind diese Anregungen dauerhaft verfügbar und können eine vom persönlichen Netzwerk unabhängige Wirkung entfalten. Kultursoziologisch ist zu untersuchen, wie Normen, Ideologien und Diskurse medial und netzwerkvermittelt auf das Wissen, die Werte- und Einstellungsbildung und das Handeln von Personen wirken.

Derartige Einflüsse gibt es in der Gegenwart wie zu früheren biografischen Zeitpunkten. Während die Sozialstrukturanalyse den Lebensverlauf thematisiert, weil sich die Effekte von Ressourcen, Opportunitäten und Positionen über die Zeit reproduzieren bzw. kumulativ verstärken können (vgl. DiPrete/Eirich 2006), geht es der Kultursoziologie um die Wirkungen der *Sozialisations*. Darunter lässt sich der Prozess der fortwährenden Auseinandersetzung von Personen mit Anregungen aus ihrem sozialen Netzwerk und ihrer Medienrezeption verstehen. Die Kernfrage lautet: Welche Anregungen welcher Sozialisationsinstanzen prägen ein Individuum nachhaltig und welchen steht es widerständig gegenüber – und warum? Lerntheoretische Positionen sind mit diesem Verständnis in besonderer Weise vereinbar (vgl. Bandura 1979).

Die Argumentation findet sich in Abbildung 1 nochmals gebündelt. Sozialstrukturell verfügen Akteure über Ressourcen und Positionen und agieren im Rahmen ihrer Opportunitäten und Netzwerke. Kulturell haben sie deskriptive (Wissen) und evaluative (Werte, Einstellungen) Überzeugungen, die sich vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Diskurse, Ideologien und Normen herausbilden. Auf dieser Grundlage werden situativ auftretende Objekte wahrgenommen, gedeutet und bewertet. Für Erklärungen sozialen Handelns – und der Verknüpfung von Handlungen zu Praktiken und Lebensstilen – ist dieser Satz an Parametern zu berücksichtigen. Jedoch wird auf die Vorgabe einer bestimmten Handlungstheorie hier bewusst verzichtet.

92 Abbildung 1: Sozialstrukturelle und kulturelle Elemente im Mikro-Makro-Modell



Wenden wir uns der Aggregation kultureller Merkmale von der Mikro- zur Makroebene zu, sind zwei Varianten zu unterscheiden. Die Kultur einer Gesellschaft kann zunächst als *Verteilung* deskriptiver und evaluativer Überzeugungen beschrieben werden. Kulturen makrosoziologisch als statistische Verteilungsmuster zu definieren, bietet einen Ausweg aus den Homogenisierungstendenzen holistischer Kulturverständnisse (vgl. Brumann 1999; Rössel/Weingartner i. E.). Dazu können etwa Werte, Einstellungen, Stereotype oder Lebensstile in Bevölkerungsumfragen erfasst werden. *Kulturvergleiche* sind möglich, indem Lage- und Streuungsmaße von Merkmalsverteilungen für zwei oder mehr Populationen verglichen werden (vgl. Rippl/Seipel 2008; exemplarisch Gerhards/Hölscher 2005). Dies müssen nicht zwangsläufig Vergleiche national abgegrenzter Bevölkerungen sein. Möglich sind auch Vergleiche anderer Kollektive. Das Ziel besteht darin, Gleichartigkeiten und Unterschiede von Verteilungen festzustellen und in ihrem Zustandekommen zu erklären. Warum unterscheiden sich beispielsweise religiöse Überzeugungen zwischen zwei Populationen und warum verändern sie sich historisch?

Neben der einfachen Aggregation von Individualmerkmalen sind die kollektiven Manifestationen komplexer kultureller Prozesse von Interesse. Im strukturell-individualistischen Analyserahmen geht es nicht nur um die *Wirkungen* von Normen, Ideologien und Diskursen, sondern auch um die Erklärung ihrer *Entstehung* und ihres *Wandels*. Dies kann nicht über eine reine Betrachtung von Merkmalsverteilungen geschehen (vgl. Jepperson/Swidler 1994, S. 365). Vielmehr ist prozesshaft zu untersuchen, wie etwa soziale Normen unter Beteiligung verschiedener kollektiver und korporativer Akteure initiiert, institutionalisiert und revidiert werden (vgl. Johnson/Dowd/Ridgeway 2006). Dabei haben normative Überzeugungen größere Durchsetzungschancen, die von Akteuren in statushohen Positionen vertreten werden (vgl. Wimmer 1996, S. 412 ff.). Infolgedessen können Normen in ihrer Satzung und ihrer Befolgung auseinanderfallen (vgl. Opp 2001).

Einige kulturelle Erklärungsgegenstände auf der Makroebene sind besonders relevant, nämlich Fragen der Hierarchiebildung, der Teilkulturentstehung, der kulturellen Integration und des Kulturkonflikts. Grundlegend sind Prozesse der *kollektiven Hierarchisierung* von Objekten. Zwar differieren die subjektiven Ordnungsvorstellungen erheblich, doch gibt es Klassen von Objekten, denen in einer Gesellschaft konsensuell oder mehrheitlich ein höherer Wert beigemessen wird als anderen. Eine solche Legitimität kann sich auf materielle Artefakte („Statussymbole“), Praktiken, Werte und andere Überzeugungen beziehen. Wie die Forschung zur Entstehung der „Hochkultur“ zeigt, können solchen Hierarchien verschiedene ursächliche Prozesse zugrunde liegen: der Preis oder die Knappheit von Gütern, objektive Produktqualitäten (vgl. Berlyne 1974), Konstruktionsleistungen von Experten und Kritikerinnen (vgl. Simonton 2009),

staatliche Sanktionierung (vgl. Verboord/van Rees 2008) und Einflüsse sozialer Eliten (vgl. DiMaggio 1982).

Kulturelle Hierarchien bringen es mit sich, dass nicht alle Personen im Einklang mit den als wertvoll erachteten Lebensentwürfen leben, weil sie kaum für alle realisierbar sind. Hinzu kommt, dass nicht alle Objekte gleichermaßen hierarchisiert werden oder dass über ihren Wert Dissens besteht. Damit sind die Grundlagen für die Herausbildung von *Teil- oder Subkulturen* in der Gesellschaft gegeben. Von einer Teilkultur ist nicht die Rede, wenn ein Personenkollektiv auf einer einzigen kulturellen Dimension vom Bevölkerungsdurchschnitt abweicht. Vielmehr muss es durch ein Bündel distinkter Zielorientierungen, Deutungsmuster und Praktiken gekennzeichnet sein. Zur Gruppenwerdung gehören in der Regel die interaktive Vernetzung und ein Gruppenbewusstsein (vgl. Fine/Kleinman 1979), doch zählen diese Merkmale nicht zum Definitionskern einer Teilkultur, sondern sind der empirischen Analyse überlassen. Einer Erläuterung bedarf das Definitionselement der Abweichung. Die Soziologie der Nachkriegsära ist stets von der Existenz einer Mehrheitskultur in der „Mitte“ der Gesellschaft ausgegangen. Diese ist zum Teil gleichgesetzt worden mit der „bürgerlichen Hochkultur“ (vgl. z. B. Clarke et al. 1976), obwohl diese in ihren Normen und Lebensstilen vermutlich selbst eine minoritäre Kultur war. Deutlich wird damit, dass Teilkulturen in verschiedene Richtungen von der Mehrheitskultur abweichen können, in Folge ihrer Hierarchieposition aber unterschiedliche Legitimität genießen. Denkbar ist es, dass überhaupt keine Kulturform mehrheitlich geteilt wird, sondern ein „Mainstream der Minderheiten“ in der Gesellschaft existiert (Holert/Terkessidis 1998). Auch unter diesen Bedingungen kann aber statistisch eine „Kernkultur“ entlang mehrerer Dimensionen als Bevölkerungsdurchschnitt bestimmt werden (vgl. Alba/Nee 1997).

In differenzierten Gesellschaften stellt sich die Frage nach der *Integration* der Teilkulturen in die Gesellschaft. Fragen der Integration werden in verschiedenen Feldern der Soziologie debattiert, besonders in der Migrationsforschung. Dort wird Integration als Makro- wie als Mikrokonzept verwendet (vgl. Alba/Nee 1997). Makrosoziologisch gilt eine kategorial abgrenzbare Minderheit als integriert, wenn bestimmte Merkmale in dieser Gruppe genauso verteilt sind wie in der Mehrheitsbevölkerung. Mikrosoziologisch lassen sich die Teilhabechancen eines Individuums an Institutionen der Mehrheitsgesellschaft in Abhängigkeit von der Gruppenzugehörigkeit bestimmen. Integration wird oft in vier Dimensionen untergliedert (vgl. Gordon 1964; Esser 2000a, Kap. 6): die strukturelle (z. B. soziale Rechte, Bildungstitel, Berufspositionen), soziale (z. B. Freundschaftsnetzwerke), kognitive (z. B. Wissen, Sprachkompetenzen) und identifikative (z. B. Einstellungen zum Werte- und Normensystem). Die ersten beiden Dimensionen fallen in den Bereich der Sozialstrukturanalyse, die letzten beiden in den der Kulturosoziologie. Das skizzierte Vorgehen bei Kulturverglei-

chen entspricht der Makrokonzeption von Integration, nämlich der Analyse von Merkmalsverteilungen innerhalb von Subgruppen einer Gesellschaft.

Fragen der kulturellen Diversität und Desintegration werden vorrangig dann interessant, wenn sie mit *Konflikten* verbunden sind. Solche Konflikte können in divergierenden Überzeugungssystemen angelegt sein und etwa in Diskriminierungen auf der Ebene sozialer Interaktion zu Tage treten. Für intergruppalen Konflikte größeren Ausmaßes sind die Mobilisierungsarbeit ideeller Interessengruppen, korporativer und kollektiver Akteure sowie die Mediatisierung der öffentlichen Konfliktaustragung zu berücksichtigen. Die Kulturosoziologie kann hierfür auf Theorien der politischen Soziologie zurückgreifen (vgl. Bonacker 2008).

Bilanzieren wir: Die Sozialstruktur wurde oben als Verteilung der Ressourcen, Opportunitäten, Positionen und Handlungspartner in einer abgrenzbaren Bevölkerung definiert. Ausgehend von der personenbezogenen Grundauffassung lässt sich Kultur komplementär dazu als *Verteilung zentraler deskriptiver und evaluativer Überzeugungen in der Bevölkerung einer raumzeitlich abgegrenzten Einheit* definieren (vgl. Rössel/Weingartner i.E.). Aus der Verteilung von Überzeugungen und darauf bezogener Praktiken ergeben sich im Zusammenwirken vieler Akteure objektivierte und institutionalisierte Kulturmuster. Hierarchien und symbolische Grenzen, Integration und Konflikt von Kulturen sind kaum ohne Rekurs auf die Verteilung zentraler kultureller Merkmale erklärbar. Ähnlich wie in der Sozialstrukturanalyse werden diese Gegenstände sozialwissenschaftlich weitaus breiter bearbeitet, als es in einer speziellen Soziologie möglich wäre. Da die Sozialstruktur und die Kultur als zwei zentrale Bestandteile aller Gesellschaften aufgefasst werden, mag eine terminologische Parallelisierung hilfreich sein. Analog zur Sozialstrukturanalyse möchte ich das vorgeschlagene Programm daher als *sozialwissenschaftliche Kulturanalyse* bezeichnen. Zum einen wird damit eine disziplinäre Engführung vermieden. Zum anderen wird der analytische Fokus betont: Kultur ist nicht ganzheitlich in ihrer Komplexität zu untersuchen, sondern in Bestandteile zu zerlegen, deren Wirkungszusammenhänge theoretisch und empirisch analysiert werden.

5 Theorie, Empirie und Methodik in der sozialwissenschaftlichen Kulturanalyse

Nachdem meine Position ausführlich hergeleitet wurde, soll abschließend auf das darin enthaltene Verhältnis von Theorie, Empirie und Methodik eingegangen werden. Der grundlegende *theoretische Ansatz*, in dem die Konzeption der Kulturanalyse verortet wurde, ist das strukturell-individualistische Programm der Sozialwissenschaften (vgl. Esser 1993; Opp 2009). Es sieht systematische Verbindungen der gesellschaftlichen Makro- und Mikroebene vor und verfolgt

den Anspruch einer erklärenden Wissenschaft. Die eigentliche Theoriearbeit besteht darin, das Mikro-Makro-Modell zu füllen. Je nach Explanandum ist sehr unterschiedlich zu spezifizieren, auf welche Kontextbedingungen Akteure reagieren, wie sich ihre Kognitionen bilden, in Handeln übersetzen und welche kollektiven Wirkungen daraus folgen. Die in der Sozialstrukturanalyse eingesetzten Theorien rationalen Handelns bieten wegen ihrer Universalität und ihres idealtypischen Zuschnitts auch hier einen Ausgangspunkt, reichen aber oft nicht aus oder müssen kulturanalytisch spezifiziert werden. Zum Einsatz kommen kann ein breites Spektrum allgemeiner und gegenstandsspezifischer Theorien.¹⁰ Diese sollen allgemeinen Gütekriterien genügen: Bei *Theorien* handelt es sich im hier vertretenen Verständnis um Systeme aufeinander bezogener Annahmen und Hypothesen, die präzise und eindeutig formuliert sind, einen hohen Informationsgehalt aufweisen und empirisch überprüfbar sind (vgl. Opp 2014). Ein Theorieverständnis, das lediglich darauf zielt, neue Begriffe zu generieren oder Fälle zu typisieren (vgl. Blumer 1954), wird in der erklärenden Soziologie als nicht ausreichend erachtet, kann aber eine brauchbare Vorstufe der Theoriebildung sein.

Das hier vertretene *Empirieverständnis* ist durch eine Realismusannahme geprägt. Es geht davon aus, dass kulturelle Phänomene in der sozialen Welt existieren und mit wissenschaftlichen Methoden erschlossen werden können – zwar nicht immer einfach, aber doch prinzipiell. Dies geschieht in einem Prozess der Konstruktion von Daten, d.h. der systematischen Erfassung von Ausprägungen an Fällen. Da beobachterspezifische Verzerrungen auftreten können, sind der Datenerhebungs- und Datenauswertungsprozess methodisch kontrolliert und intersubjektiv nachvollziehbar zu gestalten. Die wissenschaftliche Methodik ist insofern der zentrale Unterschied zum Vorgehen nichtwissenschaftlicher Alltagsbeobachterinnen.

In der sozialwissenschaftlichen Kulturanalyse kann das gesamte Spektrum empirischer *Forschungsmethoden* zum Einsatz kommen. Die einzelnen Methoden sind zur Erfassung der Vielfalt kultureller Phänomene unterschiedlich gut geeignet und blinde Flecke einer Methode sind häufig durch den Einsatz einer anderen kompensierbar. Anders als in einer gängigen Sichtweise werden quantitative und qualitative Methoden nicht als unvereinbare Paradigmen, sondern als graduelle Ausprägungen auf einem Kontinuum des Fallumfangs, der Standardisierung und des Skalenniveaus der Messung verstanden (vgl. King/Keohane/Verba 1994). So bewegen sich die Methoden der Befragung, der Beobachtung wie auch der Text- und Bildanalyse auf einem Kontinuum von offenen

10 Während etwa die Wertewandeltheorie Ingleharts (2008) gegenstandsbezogen formuliert ist, legen Fishbein und Ajzen (2010) eine allgemeine Theorie zum Verhältnis von Einstellung und Handeln vor.

über teilstandardisierte bis zu standardisierten Varianten. Auch können sich mehrere Methoden in integrativen Forschungsdesigns sinnvoll ergänzen (vgl. Barton/Lazarsfeld 1979; Kelle 2007). Sowohl quantitative als auch qualitative Methoden lassen sich theoriegenerierend wie theorietestend einsetzen (vgl. Hopf 1996).

Bei allen Besonderheiten einzelner Verfahren und trotz ihres graduellen Übergangs weisen quantitative und qualitative Methoden Vor- und Nachteile auf, die sie für spezifische Einsatzgebiete prädestinieren. *Quantitative Methoden* sind besonders geeignet, Merkmalsverteilungen zu quantifizieren, gerade in Verbindung mit dem Konzept der Zufallsstichprobe, die es ermöglicht, auf die zugrunde liegende Population zu schließen. Wenn es also darum geht, die Variation der Ausprägungen kultureller Individualmerkmale bevölkerungsrepräsentativ zu beschreiben und zwischen mehreren Populationen zu vergleichen, sollte die Kulturosoziologie auf quantifizierende Methoden zurückgreifen. Dasselbe gilt für die Ermittlung der Zusammenhangs- und Effektstärken von Variablen, die mit quantitativen Messungen in ihren Größenordnungen wesentlich präziser geschätzt werden können als mit qualitativen Daten. In diesem Zusammenhang macht sich ein zentraler Vorteil großer Fallzahlen bemerkbar: Sollen kausale Effekte geschätzt werden, sind üblicherweise – angesichts der multikausalen, probabilistischen Wirkungszusammenhänge in der sozialen Welt – zahlreiche Drittvariablen konstant zu halten. Die für die qualitative Forschung typischen Stichprobengrößen reichen dafür meist nicht aus. Schließlich sei darauf verwiesen, dass die quantitative Forschung gerade aufgrund ihrer Standardisierung zu einer stärkeren Präzisierung methodischer Gütekriterien gelangt ist als die qualitative Forschung. *Qualitative Methoden* können – wie generell im Forschungsprozess – zu Zwecken der Exploration kultureller Phänomene, Konzeptspezifikation und Hypothesengenerierung eingesetzt werden. Darüber hinaus sind sie im Rahmen des strukturell-individualistischen Modells an zwei Stellen relevant. Zum einen eignen sie sich zur Rekonstruktion der für die Individuen relevanten Kontextmerkmale in typischen Situationen. Zum anderen hat es die Kulturanalyse bei der Untersuchung von Kognitionen mit latenten Variablen wie Deutungen und Einstellungen zu tun, die weniger leicht erschließbar sind als viele Indikatoren der Sozialstrukturanalyse. Materialreiche Studien an einer kleinen Anzahl von Fällen eröffnen hier differenziertere Einblicke. Allerdings zeigen die experimentelle Forschung der Kognitions- und Sozialpsychologie wie auch die umfragebasierte Einstellungsforschung, dass sehr wohl auch quantitative Methoden hierfür eingesetzt werden können. Die Systematik, mit der dort empirisch fundierte Theoriebildung in kumulativer Forschung betrieben wird (vgl. exemplarisch Fishbein/Ajzen 2010), unterscheidet sich deutlich von der wenig vernetzten qualitativen Forschung (vgl. Wohlrab-Sahr 2015, S. 8).

6 Schluss

Der Ausgangspunkt meines Beitrages war die Diagnose, dass es sich bei der Kultursoziologie um ein diffuses Feld verschiedenster Positionen handelt. Wie Theorie, Empirie und Methodik in der Kultursoziologie aufeinander bezogen werden können, lässt sich nur präzisieren, wenn festgelegt worden ist, was Kultur ist und welche Ausrichtung ein entsprechendes Untersuchungsprogramm haben soll. Äußerst breit angelegten Positionen, die alles Soziale zum Gegenstand der Kultursoziologie erklären, wurde ebenso eine Absage erteilt wie sehr engen Positionen, die Kultur auf Hochkultur und Kunst reduzieren. Stattdessen wurden das ideelle und das bedeutungsorientierte Kulturkonzept zum Ausgangspunkt der weiteren Überlegungen gemacht. In einem Zwischenschritt habe ich mit der Sozialstruktur einen klassischen Gegenbegriff von Kultur aufgegriffen, mich der neueren, strukturell-individualistisch angelegten Sozialstrukturanalyse zugewendet und nach den darin bestehenden kulturellen Leerstellen gefragt. Im Anschluss habe ich den Versuch unternommen, komplementär dazu den Rahmen einer sozialwissenschaftlichen Kulturanalyse zu umreißen. Sowohl die Sozialstruktur als auch die Kultur wurden als Metakonzepte behandelt und in zentrale Teilelemente untergliedert. Die Soziologie ist gut beraten, soziale Phänomene gleichermaßen in ihrer sozialstrukturellen und kulturellen Verankerung zu analysieren.

Auf der Individualebene wurde Kultur zum einen als System evaluativer Überzeugungen bestimmt, die etwa in Werten und Einstellungen zum Ausdruck kommen. Zum anderen wurde Kultur als System deskriptiver Überzeugungen festgelegt, die im individuellen Wissensbestand verankert sind und objektbezogene Wahrnehmungs- und Deutungsprozesse steuern. Der primäre Gegenstandsbereich wurde dabei auf Objekte beschränkt, die für Interaktions- und Intergruppenprozesse zentral sind. Beide Stränge der Kulturanalyse berühren sich in der Annahme, dass Akteure den Objekten in ihrem Alltag – z.B. Personen, Artefakten, Ideen und Handlungen – unterschiedlichen Wert zuweisen. Die Kernaufgabe der Kulturanalyse besteht darin, die Verteilung solcher Wertzuschreibungen in der Bevölkerung zu beschreiben und in ihren Ursachen und Wirkungen zu erklären. Dies kann nicht allein individualistisch geschehen. Kultur manifestiert sich öffentlich in Kollektivphänomenen und hier sind Normen, Ideologien und Diskurse besonders wichtige Deutungsangebote, auf die Akteure zurückgreifen. Sozialisatorisch unterliegen sie dabei den Einflüssen ihres sozialen Netzwerks und der Medienöffentlichkeit. Neben der Untersuchung der Verteilung deskriptiver und evaluativer Überzeugungen sowie damit zusammenhängender Praktiken zielt die Kulturanalyse auf die Erklärung makrosozialer Phänomene der kulturellen Hierarchie- und Teilkulturbildung, der kulturellen Integration und des Kulturkonfliktes. Für ein derartiges Programm ist das volle Spektrum sozialwissenschaftlicher Forschungsmethoden von Nutzen.

Wegen des erklärenden und analytischen Anspruchs und der Untersuchung von Verteilungen kommt quantifizierenden Methoden jedoch ein weit größerer Stellenwert zu als in der Kulturosoziologie sonst üblich.¹¹

Ähnlich wie die Sozialstrukturanalyse erbringt die Kulturanalyse einen zentralen Input für die Allgemeine Soziologie, ohne mit ihr deckungsgleich zu sein. Auch im skizzierten Zuschnitt ist sie jedoch deutlich breiter angelegt als viele gegenstandsbezogene Soziologien. Die vorgestellte Programmatik baut sehr stark auf Forschung, die außerhalb der Kulturosoziologie – und auch der Soziologie – stattfindet. Gerade kognitions- und sozialpsychologische Beiträge sind weitaus gründlicher zu rezipieren, als dies üblicherweise geschieht. Daher scheint mir die Rede von einer sozialwissenschaftlichen Kulturanalyse sinnvoll. Selbstverständlich ist mein Vorschlag nur eine von vielen Möglichkeiten, Kultur zu definieren und ein darauf bezogenes Forschungsprogramm zu entwickeln. Die zentrale Herausforderung besteht darin, die über verschiedene Felder verstreute Forschung aufeinander zu beziehen, übergreifende Theorien ausfindig zu machen, sie empirisch zu unterfüttern und eine kumulative Sammlung zentraler Erkenntnisse der sozialwissenschaftlichen Kulturanalyse vorzulegen.

Literatur

- Adloff, Frank/Büttner, Sebastian M./Moebius, Stephan/Schützeichel, Rainer (Hrsg.) (2014): Kulturosoziologie. Klassische Texte – Aktuelle Debatten. Frankfurt a. M.: Campus.
- Alba, Richard/Nee, Victor (1997): Rethinking Assimilation Theory for a New Era of Immigration. In: *International Migration Review* 31, H. 4, S. 826–874.
- Albrecht, Clemens/Moebius, Stephan (2014): Die Rückkehr der Kultur in die Soziologie. Zur Gründungsgeschichte einer Sektion. In: Moebius, Stephan/Albrecht, Clemens (Hrsg.): *Kultur-Soziologie. Klassische Texte der neueren deutschen Kulturosoziologie*. Wiesbaden: Springer VS. S. 9–22.
- Bandura, Albert (1979): *Sozial-kognitive Lerntheorie*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Barton, Allen H./Lazarsfeld, Paul F. (1955/1979): Einige Funktionen von qualitativer Analyse in der Sozialforschung. In: Hopf, Christel/Weingarten, Elmar (Hrsg.): *Qualitative Sozialforschung*. Stuttgart: Klett-Cotta. S. 41–89.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1969): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Berlyne, Daniel E. (Hrsg.) (1974): *Studies in the New Experimental Aesthetics: Steps toward an Objective Psychology of Aesthetic Appreciation*. Washington: Hemisphere.
- Blumer, Herbert (1954): What is wrong with Social Theory? In: *American Sociological Review* 19, H. 1, S. 3–10.
- Blumer, Herbert (1973): Der methodologische Standort des symbolischen Interaktionismus. In: *Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hrsg.): Alltagswissen, Interaktion und gesell-*

11 Vgl. Marsden/Swingle (1994) zu einer begründeten, auch durch qualitative Studien informierten Auswahl von Kulturindikatoren im General Social Survey der USA.

- schaftliche Wirklichkeit. Band 1: Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie. Reinbek: Rowohlt. S. 80–146.
- Bonacker, Thorsten (Hrsg.) (2008): Sozialwissenschaftliche Konflikttheorien. Eine Einführung. 4. Auflage. Wiesbaden: Springer VS.
- Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Brumann, Christoph (1999): Writing for Culture. Why a Successful Concept should not be Discarded. In: *Current Anthropology* 40 (Supplement), S. 1–13.
- Chong, Dennis/Druckman, James N. (2007): Framing Theory. In: *Annual Review of Political Science* 10, S. 103–126.
- Clarke, John/Hall, Stuart/Jefferson, Tony/Roberts, Brian (1976): Subcultures, Cultures and Class: A Theoretical Overview. In: Hall, Stuart/Jefferson, Tony (Hrsg.): *Resistance through Rituals. Youth Subcultures in Post-war Britain*. London: Routledge. S. 9–74.
- Crane, Diana (1976): Reward Systems in Art, Science, and Religion. In: *American Behavioral Scientist* 19, H. 6, S. 719–734.
- Debus, Marc (2010): Soziale Konfliktlinien und Wahlverhalten. Eine Analyse der Determinanten der Wahlabsicht bei Bundestagswahlen von 1969 bis 2009. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 62, H. 4, S. 731–749.
- Diekmann, Andreas/Preisendörfer Peter (2003): Green and Greenback. The Behavioral Effects of Environmental Attitudes in Low-Cost and High-Cost Situations. In: *Rationality & Society* 15, H. 4, S. 441–472.
- DiMaggio, Paul (1982): Cultural Entrepreneurship in Nineteenth-Century Boston. Parts I and II. In: *Media, Culture and Society* 4, H. 1, S. 33–50, und H. 4, S. 303–322.
- DiPrete, Thomas/Eirich, Gregory M. (2006): Cumulative Advantage as a Mechanism for Inequality: A Review of Theoretical and Empirical Developments. In: *Annual Review of Sociology* 32, S. 271–297.
- Erlinghagen, Marcel/Hank, Karsten (2013): *Neue Sozialstrukturanalyse. Ein Kompass für Studienanfänger*. München: Fink.
- Esser, Hartmut (1993): *Soziologie. Allgemeine Grundlagen*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Esser, Hartmut (2000a): *Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 2: Die Konstruktion der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Esser, Hartmut (2000b): *Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 5: Institutionen*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Esser, Hartmut (2001): *Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 6: Sinn und Kultur*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Evans, Jonathan St. B. T. (2008): Dual-Processing Accounts of Reasoning, Judgment, and Social Cognition. In: *Annual Review of Psychology* 59, S. 255–278.
- Fine, Gary Alan/Kleinman, Sherryl (1979): Rethinking Subculture: An Interactionist Analysis. In: *American Journal of Sociology* 85, H. 1, S. 1–20.
- Fishbein, Martin/Ajzen, Icek (2010): *Predicting and Changing Behavior. The Reasoned Action Approach*. New York: Psychology Press.
- Gehlen, Arnold (1940): *Der Mensch. Seine Natur und seine Stellung in der Welt*. Berlin: Juncker & Dünnhaupt.
- Gerhards, Jürgen (1989): Kleine Anfrage an eine Soziologie der Kultur. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 14, H. 4, S. 4–11.
- Gerhards, Jürgen (2000): Auf dem Weg zu einer theoriegesteuerten empirischen Kultursociologie. In: Barlösius, Eva/Gerhards, Jürgen/Hitzler, Ronald/Neckel, Sighard: *Empirische Kultursociologie*. Hagen: FernUniversität Hagen (Studienbrief). S. 95–165.

- Gerhards, Jürgen/Hölscher, Michael (2005): Kulturelle Unterschiede in der Europäischen Union. Ein Vergleich zwischen Mitgliedsländern, Beitrittskandidaten und der Türkei. Wiesbaden: Springer VS.
- Gibbs, Jack P. (1965): Norms: The Problem of Definition and Classification. In: *American Journal of Sociology* 70, H. 5, S. 586–594.
- Goldthorpe, John H. (2007a): *On Sociology*. Volume 1: Critique and Program. Second Edition. Stanford: Stanford University Press.
- Goldthorpe, John H. (2007b): *On Sociology*. Volume 2: Illustration and Retrospect. Second Edition. Stanford: Stanford University Press.
- Gordon, Milton M. (1964): *Assimilation in American Life. The Role of Race, Religion, and National Origin*. New York: Oxford University Press.
- Griswold, Wendy (2013): *Cultures and Societies in a Changing World*. 4th Edition. Los Angeles: Sage.
- Hillmann, Karl-Heinz (1994): *Wörterbuch der Soziologie*. 4., überarbeitete und ergänzte Auflage. Stuttgart: Kröner.
- Hitlin, Steven/Piliavin, Jane Allyn (2004): Values. Reviving a Dormant Concept. In: *Annual Review of Sociology* 30, S. 359–393.
- Holert, Tom/Terkessidis, Mark (1998): Mainstream der Minderheiten. In: Kemper, Peter/Langhoff, Thomas/Sonnenschein, Ulrich (Hrsg.): „But I like it.“ *Jugendkultur und Popmusik*. Stuttgart: Reclam. S. 314–332.
- Hopf, Christel (1996): Hypothesenprüfung und qualitative Sozialforschung. In: Strobl, Rainer/Böttger, Andreas (Hrsg.): *Wahre Geschichten? Zu Theorie und Praxis qualitativer Interviews*. Baden-Baden: Nomos. S. 9–21.
- Horton, Donald/Wohl, R. Richard (1956): Mass Communication and Para-Social Interaction: Observations on Intimacy at a Distance. In: *Psychiatry* 19, H. 3, S. 215–229.
- Huinink, Johannes/Schröder, Torsten (2014): *Sozialstruktur Deutschlands*. 2. Auflage. Konstanz: UVK.
- Inglehart, Ronald F. (2008): Changing Values among Western Publics from 1970 to 2006. In: *West European Politics* 31, H. 1-2, S. 130–146.
- Jepperson, Ronald L./Swidler, Ann (1994): What Properties of Culture should we measure? In: *Poetics* 22, H. 4, S. 359–371.
- Johnson, Cathryn/Dowd, Timothy J./Ridgeway, Cecilia L. (2006): Legitimacy as Social Process. In: *Annual Review of Sociology* 32, S. 53–78.
- Junge, Matthias (2009): *Kultursoziologie. Eine Einführung in die Theorien*. Konstanz: UVK.
- Keizer, Kees/Lindenberg, Siegwart/Steg, Linda (2008): The Spreading of Disorder. In: *Science* 322, H. 5908, S. 1681–1685.
- Kelle, Udo (2007): *Die Integration qualitativer und quantitativer Methoden in der empirischen Sozialforschung. Theoretische Grundlagen und methodologische Konzepte*. Wiesbaden: Springer VS.
- King, Gary/Keohane, Robert O./Verba, Sidney (1994): *Designing Social Inquiry. Scientific Inference in Qualitative Research*. Princeton: Princeton University Press.
- Klein, Thomas (2016): *Sozialstrukturanalyse. Eine Einführung*. 2., überarbeitete Auflage. Weinheim: Beltz Juventa.
- Kluckhohn, Clyde (1951): Values and Value-Orientations in the Theory of Action: An Exploration in Definition and Classification. In: Parsons, Talcott/Shils, Edward A. (Hrsg.): *Toward a General Theory of Action*. New York: Harper & Row. S. 388–433.
- Kneer, Georg/Schroer, Markus (Hrsg.) (2010): *Handbuch Spezielle Soziologien*. Wiesbaden: Springer VS.

- Knoblauch, Hubert (2014): *Wissenssoziologie*. 3., überarbeitete Auflage. Konstanz: UVK.
- Kroeber, Alfred L./Parsons, Talcott (1958): The Concepts of Culture and of Social System. In: *American Sociological Review* 23, H. 5, S. 582–583.
- Kroneberg, Clemens (2011): *Die Erklärung sozialen Handelns. Grundlagen und Anwendung einer integrativen Theorie*. Wiesbaden: Springer VS.
- Kroneberg, Clemens (2012): Die Rettung von Juden im Zweiten Weltkrieg. Eine handlungstheoretische und empirische Analyse. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 64, H. 1, S. 37–65.
- Lamont, Michèle (1992): *Money, Morals, and Manners. The Culture of the French and American Upper-Middle Class*. Chicago: University of Chicago Press.
- Lamont, Michèle (2012): Toward a Comparative Sociology of Valuation and Evaluation. In: *Annual Review of Sociology* 38, S. 201–221.
- Lentz, Carola (2009): Der Kampf um die Kultur. Zur Ent- und Resozialisierung eines ethnologischen Konzepts. In: *Soziale Welt* 60, H. 3, S. 305–324.
- Lizardo, Omar (2017): Improving Cultural Analysis. Considering Personal Culture in its Declarative and Nondeclarative Modes. In: *American Sociological Review* 82, H. 1, S. 88–115.
- Marsden, Peter V./Swingle, Joseph F. (1994): Conceptualizing and Measuring Culture in Surveys: Values, Strategies, and Symbols. In: *Poetics* 22, H. 4, S. 269–289.
- Mau, Steffen/Verwiebe, Roland (2009): *Die Sozialstruktur Europas*. Konstanz: UVK.
- Moebius, Stephan (2010): *Kultur*. 2., überarbeitete Auflage. Bielefeld: Transcript.
- Moebius, Stephan/Albrecht, Clemens (Hrsg.) (2014): *Kultur-Soziologie. Klassische Texte der neueren deutschen Kultursoziologie*. Wiesbaden: Springer VS.
- Opp, Karl-Dieter (1999): Contending Conceptions of the Theory of Rational Action. In: *Journal of Theoretical Politics* 11, H. 2, S. 171–202.
- Opp, Karl-Dieter (2001): Norms. In: Smelser, Neil J./Baltes, Paul B. (Hrsg.): *International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences*. Oxford: Elsevier. S. 10714–10720.
- Opp, Karl-Dieter (2009): Das individualistische Erklärungsprogramm in der Soziologie. Entwicklung, Stand und Probleme. In: *Zeitschrift für Soziologie* 38, H. 1, S. 26–47.
- Opp, Karl-Dieter (2014): *Methodologie der Sozialwissenschaften. Einführung in Probleme ihrer Theoriebildung und praktischen Anwendung*. 7., wesentlich überarbeitete Auflage. Wiesbaden: Springer VS.
- Otte, Gunnar (2004): *Sozialstrukturanalysen mit Lebensstilen. Eine Studie zur theoretischen und methodischen Neuorientierung der Lebensstilforschung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Otte, Gunnar/Rössel, Jörg (2011): Lebensstile in der Soziologie. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft* 51, S. 7–34.
- Parsons, Talcott (1971): *Das System moderner Gesellschaften*. München: Juventa.
- Parsons, Talcott (1972): Culture and Social System Revisited. In: *Social Science Quarterly* 53, H. 2, S. 253–266.
- Patterson, Orlando (2014): Making Sense of Culture. In: *Annual Review of Sociology* 40, S. 1–30.
- Petersen, Lars-Eric/Six, Bernd (Hrsg.) (2008): *Stereotype, Vorurteile und soziale Diskriminierung. Theorien, Befunde und Interventionen*. Weinheim: Beltz PVU.
- Peterson, Richard A. (1979): Revitalizing the Culture Concept. In: *Annual Review of Sociology* 5, S. 137–166.
- Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: *Zeitschrift für Soziologie* 32, H. 4, S. 282–301.
- Reckwitz, Andreas (2004): Die Kontingenzperspektive der Kultur. Kulturbegriffe, Kulturtheorien und das kulturwissenschaftliche Forschungsprogramm. In: Jaeger, Friedrich/Rüsen,

- Jörn (Hrsg.): Handbuch der Kulturwissenschaften. Band III: Themen und Tendenzen. Stuttgart: Metzler. S. 1–20.
- Rehberg, Karl-Siegbert (1986): Kultur versus Gesellschaft? Anmerkungen zu einer Streitfrage in der deutschen Soziologie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 27, S. 92–115.
- Rehberg, Karl-Siegbert (2007): Kultur. In: Joas, Hans (Hrsg.): Lehrbuch der Soziologie. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Frankfurt a.M.: Campus. S. 73–105.
- Rippl, Susanne/Seipel, Christian (2008): Methoden kulturvergleichender Sozialforschung. Eine Einführung. Wiesbaden: Springer VS.
- Rössel, Jörg (2005): Plurale Sozialstrukturanalyse. Eine handlungstheoretische Rekonstruktion der Grundbegriffe der Sozialstrukturanalyse. Wiesbaden: Springer VS.
- Rössel, Jörg (2009): Sozialstrukturanalyse. Eine kompakte Einführung. Wiesbaden: Springer VS.
- Rössel, Jörg/Weingartner, Sebastian (im Erscheinen): Die Theorie des rationalen Handelns in der Kulturosoziologie. In: Moebius, Stephan/Nungesser, Frithjof/Scherke, Katharina (Hrsg.): Handbuch Kulturosoziologie. Band 2: Theorien – Methoden – Felder, Wiesbaden: Springer VS.
- Schmidt-Lux, Thomas/Wohlrab-Sahr, Monika/Leistner, Alexander (2016): Kulturosoziologie – eine problemorientierte Einführung. Weinheim: Beltz Juventa.
- Schnabel, Annette (2009): Wo kämen wir hin, wenn wir Ideologien reduzierten? Ideologien in methodologisch-individualistischer Perspektive. In: Greve, Jens/Schnabel, Annette/Schützeichel, Rainer (Hrsg.): Das Mikro-Makro-Modell der soziologischen Erklärung. Wiesbaden: Springer VS. S. 79–107.
- Schwartz, Shalom H. (1994): Are there Universal Aspects in the Structure and Contents of Human Values? In: Journal of Social Issues 50, H. 4, S. 19–45.
- Schwartz, Shalom H./Melech, Gila/Lehmann, Arielle/Burgess, Steven/Harris, Mari/Owens, Vicki (2001): Extending the Cross-Cultural Validity of the Theory of Basic Human Values with a Different Method of Measurement. In: Journal of Cross-Cultural Psychology 32, H. 5, S. 519–542.
- Sewell, William H., Jr. (1999): The Concept(s) of Culture. In: Bonnell, Victoria E./Hunt, Lynn (Hrsg.): Beyond the Cultural Turn. New Directions in the Study of Society and Culture. Berkeley: University of California Press. S. 35–61.
- Simonton, Dean Keith (2009): Cinematic Success Criteria and their Predictors: The Art and Business of the Film Industry. In: Psychology & Marketing 26, H. 5, S. 400–420.
- Swidler, Ann (1986): Culture in Action. Symbols and Strategies. In: American Sociological Review 51, H. 2, S. 273–286.
- Tenbruck, Friedrich H. (1979): Die Aufgaben der Kulturosoziologie. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 31, H. 3, S. 399–421.
- Thomas, Edwin J./Biddle, Bruce J. (1966): Basic Concepts for Classifying the Phenomena of Role. In: Biddle, Bruce J./Thomas, Edwin J. (Hrsg.): Role Theory: Concepts and Research. New York: Wiley. S. 23–45.
- Tylor, Edward B. (1871): Primitive Culture. Researches into the Development of Mythology, Philosophy, Religion, Language, Art, and Custom. Volume 1. London: Murray.
- Vaisey, Stephen (2009): Motivation and Justification. A Dual-Process Model of Culture in Action. In: American Journal of Sociology 114, H. 6, S. 1675–1715.
- Verboord, Marc/van Rees, Kees (2008): Cultural Classifications in Literary Education. Trends in Dutch Literary Textbooks, 1968–2000. In: Cultural Sociology 2, H. 3, S. 321–343.
- Weber, Max (1922/1972): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. 5. revidierte Auflage. Tübingen: Mohr.

- Wimmer, Andreas (1996): Kultur. Zur Reformulierung eines ethnologischen Grundbegriffs. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 48, H. 3, S. 401–425.
- Wohlrab-Sahr, Monika (Hrsg.) (2010): Kultursoziologie. Paradigmen, Methoden, Fragestellungen. Wiesbaden: Springer VS.
- Wohlrab-Sahr, Monika (2015): Theorie fürs Große, Methoden für Kleine? Überlegungen zum methodisch gestützten Stabhochsprung in der Kultursoziologie. In: Sociologia Internationalis 53, H. 1, S. 1–19.